



Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter [tuprints](http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de), dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to [tuprints](http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de), E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

- ler, Manfred Schneider und Samuel Weber (Hrsg.): *Diskursanalysen 2: Institution Universität*. Opladen 1990, 31-62.
- 4 Dieser Befund fügt sich zwanglos in das Projekt des amerikanischen Literaturwissenschaftlers Harold Bloom, die Literaturgeschichte als Prozeß der Abwehr von Einflußangst zu reflektieren; vgl. etwa Harold Bloom: *Kabbala: Poesie und Kritik* (1975). Aus dem Englischen übersetzt von Angelika Schweikhart. Basel – Frankfurt/Main 1989. In Blooms gleichermaßen an die Kabbala wie an Freuds Psychoanalyse angelehnter Psychologie der Verspätetheit ist Tradition „ein dämonischer Begriff“ (96); mit ihr steht für Bloom am Beginn jedes Gedichtes wie beim Geburtsakt die toxische Angst zu ersticken: „Wenn man sich die Angst vor Einfluß als Mangel an Atemraum vorstellt, dann läuft die freiwillige Beschränkung, die es einem neuen Gedicht erlaubt zu beginnen, auf ein Anhalten des Atems hinaus, bis ihm ein Raum freigemacht ist“. (81) Das Gedicht selbst stellt schließlich ebenso wie seine Lektüre eine Abwehrreaktion, einen „Abwehr-Prozeß“ (102) dar, der sich aus sechs verschiedenen „entscheidenden Abwehrmechanismen“ (67) zusammensetzt, die Bloom in den sechs *behemoth* wiederentdeckt, um die Moses Cordovero (1522-1570) die jüdische Auslegungstradition der Kabbala bereichert hat: „Interpretieren ist revidieren ist Einfluß abwehren. Wir sind wieder zurück bei der gnostischen Formel, daß alles Lesen und alles Schreiben eine Art von Abwehrkrieg konstituiert, daß Lesen Ver-Schreiben und Schreiben Ver-Lesen ist“ (60, vgl. auch 103 und 125).
 - 5 Unter diesem Vorzeichen läßt sich noch das Lied „Over the Rainbow“, das Judy Garland als Dorothy in Victor Flemmings Verfilmung von *The Wizzard of Oz* (1939) singt, in der von Bosse und Neumeyer skizzierten Tradition des Wanderlieds interpretieren; vgl. Salman Rushdie, *Weg aus Kansas* (1992). Aus dem Englischen übersetzt von Martin Stingelin. In: *Cinema. Unabhängige Schweizer Filmzeitschrift* 38 (1992), 97-121, 106: „„Over the Rainbow“ ist die Hymne aller Migranten dieser Welt (oder sollte es zumindest sein)“.
 - 6 Clemens Pornschlegel: *Der literarische Souverän. Studien zur politischen Funktion der deutschen Dichtung*. Freiburg im Breisgau 1994 (= *Rombach Wissenschaft – Reihe Litterae* 24), 78.

„Mein Bruder in Apoll“: *Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Band I: Briefwechsel 1761-1768. Herausgegeben von Regina Nörtemann, Band II: Briefwechsel 1769-1791. Herausgegeben von Ute Pott. Mit einem Nachwort von Regina Nörtemann. Band I: 540 Seiten, Band II: 656 Seiten. Göttingen: Wallstein Verlag 1996, DM 120,-.*

Wer bei seinen literarischen Wanderungen Berlins Mitte durchstreift, hält vor der Inschrift auf einer schwarzen Grabplatte an der Nordwand der Sophienkirche inne: „Hier ruht Anna Louisa Karschin, gebohrne Dürbach. Kennst Du, Wanderer, sie nicht, so lerne sie kennen“. Das Grab dieser Dichterin ist nicht mehr bekannt, geblieben ist die Platte, die 1802 der Halberstädter Domkanonikus Gleim (inzwischen erblindet) nach Berlin schicken ließ. Elf Jahre zuvor war die Karschin, mit der er seit 1761 einen regen Briefwechsel geführt hatte, gestorben. Der Wanderer, der hier auch ein begieriger Leser ist, kann die Karschin in diesen beiden Bänden des Briefwechsels mit Gleim kennenlernen. Doch bevor es dazu kommt, müssen zwei Hürden genommen werden. Die erste ist die schwerste. Denn es haben die beiden monströsen Bände

nicht nur die Form und die Farbe (backsteinrot), sondern auch das Gewicht eines Ziegelsteins. Zudem hat der Buchbinder eine übermäßige Spannung in die Bände gebracht, die es schier unmöglich macht, ein Exemplar in eine Hand zu nehmen. Und Lesen gar ist erst möglich, wenn man mit beiden Händen die Hartpappe-Buchdeckel auseinanderzwingt. Die zweite Hürde betrifft die Textgestalt. In den Briefen der Karschin wimmelt es voller grammatikalischer Irregularitäten. Auch mit Zeichensetzung und Orthographie verfuhr die Dichterin aus dem vierten Stand eigenwillig und willkürlich. Alle Eigentümlichkeiten ihrer Feder werden „diplomatisch getreu wiedergegeben“, was zu begrüßen ist, denn wer zum Beispiel für Glück „Glük“ schreibt, vermag dieses auch im Schriftbild als anhaltendes Ereignis auszukosten. Und ein „eiligst“ hat gewiß mehr Tempo als ein übliches eiligst. Der reformskeptische Leser bleibt nur solange irritiert, wie er von der Lebendigkeit und artifiziellen Verspieltheit dieser Briefe noch nicht erfaßt worden ist.

In Gleim sah die Karschin nicht nur den ihr gewogenen, gönnerhaften Freund, der ihre Talente schätzte und förderte. Ihre ganze ungestillte Liebeserwartung aus zwei gescheiterten Ehen mit verständnislosen Männern richtete sich auf ihn. Doch Gleim war diesem Ansturm nicht gewachsen. Als Mann zog er sich sehr bald aus der Affäre. Als Freund empfahl er der Karschin griechisch-römische Klassik. Sie las mit Eifer und ließ sich inspirieren. Und Gleim versprach, ihre Gedichte auf Subskription herauszugeben (so kam es zum einzigen Gedichtband zu Lebzeiten der Dichterin), ernannte sie zur „deutschen Sappho“ und begann mit ihr ein langes, dreißigjähriges Zwiegespräch. Um Gleim, den sie ihren Thyrsis nannte, wird „mit der ganzen Ungeduld des Herzens“ geworben. In Berlin wurden unablässig poetische Figurationen entworfen und verschickt, in Halberstadt anstelle von Liebe Ermunterung zu mythischer Stilisierung und dichterischer Phantasie erdacht. Die Briefe zeigen es anschaulich und eindringlich: hier waltet ein enormer Reimzwang, der zu jeder Freude, zu jedem Schmerz etwas beisteuert. Allein die in beiden Bänden die Briefe einleitenden, begleitenden oder ausläutenden Gedichte und Episteln würden ein größeres Extrabändchen ergeben. Hat die Karschin mal längere Zeit nicht geschrieben, gibt es „so viel zu plaudern, daß es Ein brieff nicht faßen kann“. Und Gleim, der Förderer und Sammler von Stegreifpoesien, bedankt sich dann „für die eingeflochtenen herrlichen Musenkinder“ der Karschin. Nicht nur die üblichen Verstimmungen und gelegentlichen Übellaunigkeiten, auch läppische und pikante Mitteilungen aus der Berliner und Halberstädter Provinz-Welt geben den Briefen Profil und Würze.

Vieles ist bei der Karschin überraschend, sie ist unbeholfen, frech und dennoch echt. Sie schlägt stimmungsreiche Erzählöne an, vermag eine ironische Balance zwischen ihrem häßlichen Gesicht und dem guten Herzen zu halten, kritisch auf die Bedrängnisse ihres Alltags zu blicken. Der Reim gilt auch als ihr Lebensunterhalt. Es ist auf beiden Seiten immer viel Verwandlung und auch Verstellung im Spiel. Im Januar 1762, die Karschin ist gegenüber Gleim noch voller Hoffnung, schreibt der Freund aus Halberstadt an den Dichter Uz: „Den Roman kann ich Ihnen in zwei Zeilen erzählen: Ich sagte, als ich zu Berlin im letzten Mai sie zum ersten Mal sah, sie könne eine deutsche Sappho sein, ohne einen Phaon zu haben, wär es nicht gegangen. Sie tat mir die Ehre und wählte mich dazu; lächelte Phaon, so sang sie das süßeste Lied, hatte er eine kaum merkliche Wolke auf der Stirn, so hörte man den traurigsten Gesang; wir machten in unseren Gesellschaften uns alle kleinen Umstände zunutze, alle Arten von Affekten der Liebe bekam ihr Gesang, ich habe mit ihr gleichsam manche Versuche angestellt“. Die imitatorisch-eilende, auf Zuruf sofort reagierende Methode der

Stegreifdichterin herrscht auch in den Briefen. Sehr treffend hebt Regina Nörtemann im Nachwort zu dieser Ausgabe den assoziativen Charakter der Briefschreiberin hervor. Sympathisch an der Karschin ist auch ihre ironische Charakterisierungslust. Gleims Lieder schätzt sie, kennt aber auch dessen Grenzen: „Ihre Muse ist nicht Spitzfündig genug zur Ironie“. Oft geht sie ins Theater, beobachtet aber nicht nur die Schauspieler auf der Bühne. Einmal sitzt sie im Schauspielhaus und beschreibt „eine große hochadliche Männer-Maschine“. In ihrem letzten Brief an Gleim schildert sie einen sittsamen Jüngling, der sich der Dichtkunst verschrieben hat. Ihr Kommentar: „Ich hab's Ihnen angerathen der Dichtkunst nicht nachzujagen, es giebt der Dichter und Dichterlinge schon zu viel“. Die Karschin drängt nicht auf Veröffentlichung weiterer Gedichte und meint: „Meine Reimereyn gefallen nur denen an die Sie geschrieben worden“. So bleiben Selbsttäuschungen nicht aus. In den siebziger Jahren wird auch Goethe brieflich angehimmelt, die Karschin schickt ihm Verse mit der Bitte um Kritik. Im August 1775 schreibt er zurück: „Es machte mir herzlich Freude, daß Sie Ihre Feder an mich laufen ließen. Schicken Sie mir doch auch manchmal was aus dem Stegreife, mir ist alles lieb und wert, was treu und stark aus dem Herzen kommt, mag's übrigens aussehen wie ein Igel oder wie ein Amor“.

Diese Korrespondenz bietet ausführlich kommentiert 427 Briefe, davon 310 von der Karschin und 117 von Gleim, dazu der Lebensbericht der Karschin in vier Briefen an Sulzer. Zur inneren Theatralik der Briefe gehört das emsig betriebene Rollenspiel, das Regina Nörtemann so charakterisiert: „Familiäre (Bruder und Schwester), historische (die griechischen Schriftsteller) und literarische Figuren (Schäfer und Schäferin) werden in einer großen Inszenierung ebenso zwischen- oder vorgeschoben wie gemeinsame Bekannte und Freunde“. Wenn die Herausgeberin auf Gleims Nichte, von der Karschin bisweilen eifersüchtig beargwöhnt und Gleminde genannt, zu sprechen kommt, ist es wohl doch recht freudianisch gedacht, die an die Nichte gerichteten Zeilen der Korrespondenz so zu deuten, als wende sie sich „gewissermaßen an die Frau Gleim“.

Der Blick auf Uz und Goethe deutete es schon an. Um die ganze Spannweite der vielfältig verästelten literarischen und persönlichen Beziehungen, die diese Korrespondenz durchziehen oder streifen, darzustellen, müßte man „eigentlich ein ganzes Korrespondenznetz erfassen“ (Nörtemann). Da liegt die Crux solcher Editionen. Die Herausgeberinnen bieten ein Drittel des überlieferten Gleim-Karschin-Briefwechsels. Da die Betonung auf „Wechsel“ liegt, mußte so ausgewählt werden, daß die Korrespondenz relativ unmittelbar wirkt. Sie ist damit komponiert, rettet sich durch geschickte Dramaturgie über tatsächliche oder editorische Lücken hinweg. Mit dem Wunsch nach einem Korrespondentennetz wird die Lücke im historischen Kontext sichtbar, doch gehörte zur Herausgeberintention auch der ausgleichende Wunsch, schließlich der Kompromiß, die Korrespondenz einem breiten Lesepublikum zugänglich zu machen. Möglich, daß ein großer, weitgehend essayistischer Text, der erzählend, zitierend und kritisch kommentierend den Gesamtstoff dieser kapriziösen Korrespondenz bündeln und in Schwung bringen könnte, viel eher ein breiteres Lesepublikum erreicht hätte. Diese Ausgabe ist trotz der eingestanden Beschränkungen dann doch wieder etwas für den kleineren Kreis. Kleiner Kreis oder breites Lesepublikum: wer an dieser soliden Leseausgabe (dazu rechne ich neben den ausführlichen Kommentaren auch die Bildbeigaben, Stammbäume und Stadtpläne) Gefallen findet, wird wie von selbst auch zu den Veröffentlichungen greifen, die die hier nicht abgedruckten Gedichte der Karschin und die Lieder Gleims enthalten. Der Leser kann,

angeregt durch diese Ausgabe, sozusagen die editorische Utopie des Korrespondentennetzes graduell selbst verwirklichen. Um die „beste zweyte Sappho“ kennenzulernen, ist es also gut bestellt. Was den in der Literaturgeschichte immer etwas abschätzig beurteilten Gleim betrifft, bleibt der Rat, Leser, fährt nach Halberstadt. Im dortigen Gleimhaus läßt sich noch immer wunderbar in Augenschein nehmen, was dieser Geselligkeitsmensch, Musenfreund, Dichter und Mäzen außerdem beförderte.

Helmut Hirsch

Jean Paul: Ideen-Gewimmel. Texte & Aufzeichnungen aus dem unveröffentlichten Nachlaß, herausgegeben von Thomas Wirtz und Kurt Wölfel. Frankfurt am Main: Eichborn Verlag 1996 (= Die Andere Bibliothek, 135. Band), 301 Seiten, DM 48.–.

So müssen Bücher sein. Von der ersten bis zur letzten Seite: als blicke der Leser (zusammen mit den findig-fündigen Herausgebern) in die schuhkartongroßen Faszikel des Jean Paul-Nachlasses, der in der Berliner Staatsbibliothek Unter den Linden lagert. Als Motto ein Wunsch des Dichters: „Kein Einfall sollte untergehen“. Zuhaut wimmeln und leuchten Ideen in Sätzen: „Schon durch das Spalten des Holzes wird man warm“. – „Ein Diplomatiker kann so wenig gerade sein oder arbeiten als ein Korkenzieher“. – „Jeden Morgen ist man 18 Jahre alt, abends 81“. Neben Selbstverständlichkeiten, denen eine unbekannte Seite abgewonnen wird, stehen bizarre Antinomien, klirrt Witz an ganz unvermuteten Stellen. Schon Kindern frühzeitig Witz beizubringen, empfahl Jean Paul im Romanerstling, der „Unsichtbaren Loge“ (1791), weil dadurch deren „Ideen-Räderwerk“ in Gang gesetzt werde. Doch der Humorist widersetzt sich bei passender Gelegenheit auch phantasiefördernder Pädagogik. 1812 notiert und aus dem Nachlaß ins Ideen-Gewimmel geholt, heißt das: „Unter die Kinderfreuden gehört auch die Hoffnung, daß der Lehrer, der sich verspätet, heute seine Stunde nicht geben werde“.

Das Vergnügen an diesem Buch, wozu die Herausgeber schon im Vorwort ausdrücklich animieren, ist schwer zu bremsen. Jean Pauls „Dinten Liebhaberei“ ersann wunderbare Naturereignisse: „Nach langer Dürre ein stiller Gewitterregen. Das saugende Auffassen der Bäume – der ruhige Fallton des Träufelns – unbewegliche Gipfelgärten – der halbhelle Abendhimmel – der Himmel senkt sich zur demütigen Erde – kein Sturm, kein Wind, kein Blitz – die Natur lauter Ohr und offen – keine Schwüle und keine Kühle – Man möchte ein großer volllaubiger Baum sein – und wie alles doch wieder der Abendröthe entgegen arbeitet“. Ob Schatzkammer, Kuriositätenkabinett oder Trödelmarkt, der Schachtelfanatiker, Bindfadensammler und Biertrinker Jean Paul erspät jede Nuance, sieht jede Kleinigkeit. Überall Unzulänglichkeiten, erlebte und lauernde: „Es gibt ja weniger Köpfe als Häuse“. – „Er denkt, er denke“. – „Seltsame Erscheinung: jeder wähle ein Jetzo und schaue dieses an; nichts von den unendlichen Gedächtnis-Gestalten tritt vor ihn und doch stehen sie alle in ihm. Woher die Leere der Fülle?“

Das Buch bietet nach der Vorstellung der Herausgeber „Kompaß und sonstige Handreichung“ für „Erkundungsreisen“. Notizen vom Niesen, von der Verteidigung der Trunkenheit, von Freuden mit Frauen und in Träumen, immer wieder vom Witz überall und von Büchern, auch ungeschriebenen und solchen, die nur häuslicher Ballast sind. Wer allerdings den Erzähler Jean Paul noch nicht kennt, kann durch die-